

Literatur-Rundschau

Gerda Schaffelhofer (Hg.): *Du bist Petrus. Anforderungen und Erwartungen an den neuen Papst*. Graz: Verlag Styria 2013, 208 Seiten, 19,99 Euro.

Der Rücktritt von Benedikt XVI. und die Wahl seines Nachfolgers Franziskus haben den religiösen Buchmarkt in Bewegung gebracht: So erschien zum Beispiel binnen kürzester Zeit eine „Bilanz“ von Benedikts Pontifikat (Alexander Kissler: *Papst im Widerspruch*. Pattloch-Verlag). Und nur einen Tag nach der Wahl von Franziskus kündigten die Verlage Herder und Weltbild für den April ein gemeinsames Buch über den neuen Papst an (Stefan von Kempis: *Papst Franziskus? Wer er ist, wie er denkt, was ihn erwartet.*). Auch der Kösel-Verlag entschied sich zu einer raschen Neuerscheinung (Simon Biallowons: *Franziskus, der neue Papst*), die bereits am 27. März erscheinen soll. Dazu kommen Übersetzungen von Büchern, die der neue Papst noch als Kardinal veröffentlicht hat, im Herder-Verlag. Andererseits wird ein Buch, das vor Benedikts Rücktritt angekündigt wurde, laut Auskunft des Verlags (E-Mail vom 18. März 2013) nicht erscheinen (Crista Kramer von Reisswitz: *Macht und Ohnmacht im Vatikan. Kardinäle, Kurie und Konklave*. Pattloch-Verlag) – ein Zusammenhang mit der Papstwahl ist zu vermuten.

Zu den Büchern, die aus Anlass der Veränderung an der Spitze der römisch-katholischen Kirche erschienen sind bzw. erscheinen,

gehört der Sammelband „Du bist Petrus“, um den es hier gehen soll. Jeder ehrliche Journalist wird einräumen, dass „Schnellschüsse“ (so die Bezeichnung des zu besprechenden Buches durch die Herausgeberin selbst; Kathpress-Meldung vom 8. März 2013) Chance und Risiko zugleich sind: Die Chance ist, das Passende aktuell zu bringen. Die Gefahr besteht darin, nicht ausreichend Zeit zur Recherche und zum Durchdenken zu haben. Unangenehm insbesondere für Tageszeitungsjournalisten ist es zudem, mit an sich richtigen Beobachtungen zu spät zu kommen – dann nämlich, wenn sie nicht mehr relevant sind, weil sie neue Ereignisse obsolet gemacht haben.

Die Idee der Herausgeberin des zu besprechenden Bandes, während der Sedisvakanz ein Buch über Erwartungen an den noch unbekannten neuen Papst zu veröffentlichen, kann als mutig bezeichnet werden. Gerda Schaffelhofer, die zugleich Präsidentin der Katholischen Aktion Österreich ist, hat 15 sehr namhafte Persönlichkeiten gefunden, die sich mit Texten an dem Buch beteiligt haben. Darunter sind mit Paul Michael Zulehner, Jan-Heiner Tück und Clemens Sedmak drei massenmediale „Stars“ der österreichischen Theologieszene. Als prominent muss man auch Pater Eberhard von Gemmingen SJ, einst Leiter der deutschsprachigen Abteilung von Radio Vatikan, bezeichnen. Er vertritt sozusagen einen kritischen Blick aus seinen Erfahrungen mit der römischen

Kurie. Schwester Beatrix Mayrhofer SSND, Präsidentin der Vereinigung der Frauenorden Österreichs, vertritt die Ordensperspektive. Die Theologen Matthias Beck, Theresia Heimerl (ein erfrischend geschriebener Beitrag!), Walter Kirchschräger, Andrea Lehner-Hartmann und Roman Siebenrock stehen für die österreichische akademische Theologie (auch wenn Kirchschräger Professor in Luzern war). Arnold Metznitzner ist Psychotherapeut und Seelsorger, der auf den kirchlichen Dienst als geweihter Priester verzichtet hat. Dazu kommen Beiträge von Vertretern anderer Konfessionen und Religionen: Bischof Michael Bünker für die evangelische Kirche A.B., Walter Homolka für das Judentum, Mouhanad Khorchide für den Islam und Grigorios Larentzakis für die Orthodoxie.

Es kann hier nicht auf die einzelnen Texte eingegangen werden. Der Leser wird in einem der Texte sicher mehr für sich entdecken als in einem anderen. Manche Beiträge enthalten mehrere Vorschläge für bzw. Wünsche an den neuen Papst – von der Spiritualität über Dezentralisierung der Kirche bis zur „Frauenfrage“. Der Beitrag von Larentzakis referiert sehr lange über das Verhältnis der Päpste (seit Johannes XXIII.) zur Orthodoxie, um daraus einen Wunsch nach ökumenischer Weiterentwicklung zu formulieren. Ein ausprononciert konservativer Sicht formulierter Beitrag hätte dem Buch möglicherweise etwas mehr Spannung gegeben. Manche Reformansätze der Reforminitiativen werden zum Teil in den Beiträgen der Theologen direkt oder indirekt vertreten.

Die Frage, die den Rezensenten beschäftigt, ist jene der Aktualität. Der Rezensent, selbst Tages-

zeitungsjournalist, hat das Buch zunächst kurz vor seiner öffentlichen Vorstellung am 8. März 2013 anhand der Druckfahnen gelesen – also vor Beginn des Konklaves. Und er hat es kurz nach der Wahl von Papst Franziskus am 13. März 2013 nochmals durchgesehen. In diesem Zeitraum hat sich die Aktualität mancher Texte oder Textpassagen logischerweise verändert. So hat sich beispielsweise Schwester Beatrix Mayrhofer stark mit Wahlen v.a. in den Ordensgemeinschaften beschäftigt. Das ist zwar auch nach erfolgter Papstwahl beachtenswert, hat aber an Aktualität eingebüßt. Auch Überlegungen in manchen Texten, welche Bedeutung die (noch nicht bekannte) Herkunft des Papstes haben wird, lesen sich anders, wenn man weiß, dass Franziskus aus Argentinien kommt. Hier kann man mittlerweile Konkretes sagen. Freilich enthalten die meisten Texte auch Überlegungen, die interessant bleiben: Forderungen und Wünsche, die sich allgemein an den neuen Pontifex richten. Die jetzt im Raum stehende Frage, inwieweit Franziskus Wünsche erfüllen wird, kann auch zum Zeitpunkt der Abfassung dieser Rezension noch nicht beantwortet werden.

Insgesamt wirft die publizistische Bewegung am Buchmarkt rund um den Wechsel am Stuhl Petri die Frage auf, ob es dem Medium Buch – zumindest in seiner gedruckten Form – entspricht, auf beinahe tages- oder wochenaktuelle Ereignisse zu reagieren. Das hängt wohl von der Erwartungshaltung der Leser gegenüber dem Medium ab. Es kann wohl angenommen werden, dass mit dem Trend zu E-Books auch der Trend zu immer aktuelleren Buchtiteln zunimmt.

Heinz Niederleitner, Linz

André Schüller-Zwierlein/Nicole Zillien (Hg.): Informationsgerechtigkeit. Theorie und Praxis der gesellschaftlichen Informationsversorgung. Berlin: De Gruyter/Saur 2013 (=Age of access? Grundfragen der Informationsgesellschaft, Band 1), 218 Seiten, 59,95 Euro.

Gerechtigkeitsfragen werden in der Kommunikations- und Medienethik tendenziell eher vernachlässigt. Das kommt nicht von ungefähr, hat die Medienethik doch vor allem mit Wahrheit und Authentizität, Persönlichkeitsschutz, den Aufgaben des Journalismus in einer Demokratie, der Ethik der Kommunikationsberufe und Ähnlichem mehr zu tun. In dieser Situation die Gerechtigkeitsfrage in den medien-, informations- und kommunikationswissenschaftlichen Diskurs einzuführen und sie dort als wichtige, nicht zuletzt normativ anzugehende Forschungsfrage zu etablieren und voranzubringen, ist eine Aufgabe, die sich unbedingt lohnt. Wie ist der Band in dieser Hinsicht zu beurteilen?

André Schüller-Zwierlein und Nicole Zillien nehmen sich in ihrem Sammelband vor herauszuarbeiten, „wie das Gebot der Informationsgerechtigkeit begründet werden kann, wie sich Informationszugang und -nutzung sozialstrukturell unterscheiden und welche aktuellen Maßnahmen zur gerechteren Verteilung von Information existieren“ (S. 7). Der interdisziplinäre und methodische Anspruch ist dabei hoch formuliert: Es geht darum, „die normativen, deskriptiven und praktischen Auseinandersetzungen mit dem Thema Informationsgerechtigkeit einerseits zu kontrastieren und andererseits – bei allen Unvereinbarkeiten und Widersprüchen – zu einem Forschungsbereich

Informationsgerechtigkeit zusammenzuführen“ (S. 7). Ethik, Empirie und Praxis des Themenfeldes „Medien“ zusammenzuführen – das ist die entscheidende Herausforderung der Disziplin Medienethik und hat schon reiche Anstrengung in den letzten Jahren erfahren. Dieser medienethische Diskurs wird in diesem Band allerdings ignoriert. Das ist grundsätzlich keine Katastrophe. Legt man aber den zitierten Anspruch zu Grunde, wäre eine Auseinandersetzung mit der reichen medienethischen Literatur in methodischer und inhaltlicher Hinsicht angezeigt gewesen.

Der Band folgt in seinem Aufbau den Feldern Normativität, Deskription und Praxis und präsentiert für jeden dieser Bereiche jeweils drei Beiträge. Der Aufbau überzeugt, gerade weil die normative Perspektive an den Anfang gestellt wird und nicht wie bei vergleichbaren Projekten oft üblich dann hinten „auch“ noch Erwähnung findet. Dass am Ende ein Beitrag fehlt, der alle drei Perspektiven verbindet (der erste Beitrag von Schüller-Zwierlein scheint so etwas vor zu haben, bleibt aber an dieser Stelle zu wenig konstruktiv), deutet schon darauf hin, dass die erwähnte und zum Ziel genommene Zusammenführung der Perspektiven nicht in einer Integration, sondern in einer Zusammenstellung besteht. Ein nicht nur empirisch angelegter (medien-)pädagogischer Beitrag hätte den Band an dieser Stelle bereichern können, weil eine integrierte medienpädagogische und medien- und bildungsethische Perspektive diese drei Ebenen auf dem Feld der Informationsgerechtigkeit verbinden kann.

Im ersten, normativen Teil macht der Herausgeber selber den Vorschlag: Der Beitrag von Schüller-

Zwierlein ist aus der Perspektive der Bibliotheks- und Informationswissenschaften geschrieben und entdeckt aus dieser Perspektive wichtige Gedanken zu den Grundlagen der Informationsgerechtigkeit. Er hat den Charakter eines Handbuchartikels und verfährt vornehmlich rekonstruktiv, wobei beispielsweise die Abschnitte zur Bedeutung der Rawls/Sen-Debatte für die Informationsethik lesenswert sind. Wann Ungleichheiten tatsächlich ein moralisches Problem darstellen oder wann Gleichheit moralisch gefordert ist, wird an einigen Stellen angerissen, aber nicht deutlich genug herausgearbeitet.

Dass der individuell konkret mögliche Zugang zu Informationen eine freiheitsrelevante Dimension besitzt (im Sinne der „capabilities“ bei Sen) und die unterschiedliche Realisierung des Zugangs zu Information zu sozialer Ungleichheit bzw. sozialer Schichtung führt, wird deutlich gezeigt, ist aber natürlich keine neue Erkenntnis. Und schon lange sind mit dieser Einsicht noch nicht die grundlegenden Gerechtigkeitsprobleme geklärt, die sich auf den Ebenen politischer Grundfreiheiten und der sozialen Rechte ganz unterschiedlich darstellen und zudem einer kulturellen Kontextualisierung bedürfen – ein Aspekt, der auf S. 35 angedeutet wird.

Der folgende Beitrag des Informationsethikers Rainer Kuhlen hat einen gänzlich anderen Charakter: In konstruktiver Absicht schlägt Kuhlen vor, Nachhaltigkeit als Grundkonzept der Ökologie „auf eine Ökologie des Wissens zu übertragen“ (S. 47). Methodisch orientiert er sich dabei an der in der neuen Institutionenökonomie vorgeschlagenen Unterscheidung von gemeinschaftlichen Ressourcen und

Gemeingütern. Ein eigentlicher, philosophisch-normativer Diskurs wird nicht geführt, sondern abgekürzt postuliert (S. 55).

Der Völkerrechtler Wolfgang Benedek nimmt sich das Thema der Menschenrechte in der Informationsgesellschaft vor und behandelt darin vornehmlich Fragen der Internet-Regulierung. Der Autor macht deutlich, wie die Meinungsäußerungsfreiheit auch das Recht auf den Empfang von Informationen umfasst (bspw. in Art. 19 des Zivilpaktes der Vereinten Nationen), welche Einschränkungsmöglichkeiten bestehen und wodurch dieses Recht bedroht ist. Besonders der Europarat bemüht sich immer wieder, menschenrechtliche Grundsätze für die Informationsgesellschaft allgemein, aber auch für die spezifischen Phänomene des Neuen Netzes (Web 2.0) zu aktualisieren. Die Ausführungen dazu sind so präzise wie informativ.

Die Teile zwei und drei können nur kurz skizziert werden. Der empirische zweite Teil beginnt mit einem interessanten Einblick in die Literalitätsforschung der Erziehungswissenschaftlerin Anke Grotliischen (mit Kollegen). Literalität im Sinne eines funktionalen Alphabetismus wird als Element sozialer Ungleichheitsreproduktion vorgestellt. Jan van Dijk, Soziologe und Kommunikationswissenschaftler, präsentiert im darauf folgenden Beitrag eine äußerst reichhaltige und konzise Darstellung seiner Forschungen zum Second Level Divide, in denen es in einer Weiterentwicklung der Digital Divide Forschung um die graduellen Unterschiede der Nutzung von Informationstechnologie geht.

Schließlich fokussiert der Sozialwissenschaftler Jan-Hinrik Schmidt

die Social Media. Er beschreibt Praktiken des „Informationsmanagements in und mit sozialen Medien“ (S.134), skizziert Folgen dieser Praktiken für die Struktur der Öffentlichkeit und endet mit einem spezifischen Verständnis informationeller Selbstbestimmung. Der vor allem mit seinem Fokus auf die Nutzungspraktiken überzeugende Beitrag endet mit einer überraschenden, sehr anregenden dreifachen Dimensionierung der informationellen Selbstbestimmung als Praxis, als normatives Konzept und als Kompetenz.

Teil drei, der Maßnahmen zur gerechten Informationsverteilung zum Gegenstand hat, beginnt mit einem Text von Jan-Pieter Barbian, Direktor der Stadtbibliothek Duisburg, der die Rolle von öffentlichen Bibliotheken für die Informationsgerechtigkeit beleuchtet. Anschließend analysiert und evaluiert der Philosoph und Informationsethiker Karsten Weber drei Projekte zur Schließung der digitalen Spaltung. Er betont, wie sehr eine technikzentrierte Herangehensweise zur Schließung der digitalen Spaltung zu kurz greift und stattdessen breiter ansetzende Empowerment-Maßnahmen an lokale Kontexte angepasst werden müssten. Zuletzt gibt Dorothea Kleine einen Überblick über Informations- und Kommunikationstechnologien in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit (ICT4D), was als mittlerweile breit differenziertes und hochspannendes Forschungsfeld präsentiert wird. Dabei schärft sie die ethische Perspektive der Autonomie mit Amartya Sen.

Fazit: Wie schon festgehalten, kann der Band nicht den wünschenswerten Anspruch einer Integration der normativen, empirischen und praktischen Perspek-

tive einlösen. Dennoch hat die Zusammenstellung der verschiedenen Perspektiven ihren eigenen Wert, nicht zuletzt auch für die Medienethik. Die Texte aus dem empirischen und dem praxisorientierten Teil können durchweg überzeugen; im ersten, normativen Teil ist der Menschenrechtsbeitrag besonders erhellend. Insgesamt lohnt der Band also eine intensive Beschäftigung in akademischer Forschung und Lehre und es ist zu hoffen, dass das Themenfeld der Informationsgerechtigkeit durch den Band einen Impuls erhält.

Alexander Filipović, Münster

Marcus Bösch et al. (Hg.): Kill your Darlings. Handbuch für die Journalistenausbildung. Festschrift für Bernhard Graf von der Schulenburg. Münster: Lit Verlag 2012 (=Journalismus: Theorie und Praxis, Band 19), 232 Seiten, 19,90 Euro.

K.I.S.S. macht das Buch attraktiv. Geboten werden zahlreiche Tipps und Anregungen – aber nicht für das Küssen. Nach dem Prinzip „Keep it Short and Simple“ haben 19 erfahrene Journalistenausbilder in 40 Beiträgen Grundlegendes für alle Medienbereiche, Werkzeuge und goldene Regeln für guten Journalismus zusammengestellt. Sie sind Trainer an öffentlich-rechtlichen und privaten Institutionen. Gemeinsam ist ihnen, dass sie bei der Ausbildung der Volontäre der Deutschen Welle (DW) mitmachen. Geschrieben wurde das Buch als Festschrift für den langjährigen Leiter der journalistischen Ausbildung der DW, Bernhard Graf von Schulenberg, der sich in den Ruhestand begibt.

Vorgelegt haben die Journalistenausbilder eine Sammlung unterschiedlicher Trainingsthemen. Alle, die in der journalistischen Praxisausbildung tätig sind, finden darin Ansätze, die verwendet werden können. Zum Ideenklauen und Weiterentwickeln wird aufgefordert. Nachahmenswert sind die einfachen, aber effektiven Satzkonzepte: Erzählsatz, Recherchier-, Kommentar-, Glossensatz. Ihnen gemein ist, die Aufmerksamkeit auf das Wesentliche zu lenken. Basics wie Stimmbildung, Nachrichten schreiben, recherchieren, Filmen, als VJ unterwegs gehören ins Kapitel „Trainieren“. Ratschläge, Tipps und Tricks sowie Merksätze gibt es in den Beiträgen zum „Anwenden“: Pro Satz ein Gedanke, Kill your Darlings und Keep your Darlings, starker Anfang – starkes Ende. Nur, wer Grundlegendes beherrscht, kann sich an Neues und Innovatives wagen und sich ans Probieren machen. Auch dazu legen die AutorInnen Beispiele und Übungen vor: Planung einer Crossmedia-Werkstatt, „6 neue journalistische W-Fragen“, Mobile Reporting.

Bei der Volontärsausbildung der DW sind innovative Trainingsmethoden entwickelt worden, die anderen Machern über das Handbuch nun zur Verfügung gestellt werden. Eines kann ich bereits bestätigen: Das mit den Sätzen funktioniert wirklich!

Renate Hackel-de Latour, Eichstätt

Daniel Roth: Zündstoff für den „Columbine-Effekt“? Die Berichterstattung über School Shootings in deutschen Print- und Online-Medien. Münster/Berlin: Lit Verlag 2012 (= Medien & Kommunikation, Band 30), 169 Seiten, 19,90 Euro.

School Shootings bzw. Schul-Amokläufe, wie sie in Medien genannt werden, sind eine Form von Gewalt an Schulen, die gehäuft erst seit Mitte der 90er Jahre auftritt. Die Ereignisse, in denen Schüler bewaffnet in ihre derzeitige oder alte Schule eindringen und andere Schüler, Lehrpersonal oder sonst beteiligte Personen (z. B. Polizeibeamte) verletzen oder töten sind – ausgehend von den USA – mittlerweile auch in Europa angekommen. Allein in Deutschland gab es seit dem ersten deutschen School Shooting 2002 in Erfurt acht weitere Ereignisse. Insgesamt wurden dabei 41 Menschen getötet, darunter fünf der neun Täter.

Während in der Medienberichterstattung und der öffentlichen Diskussion monokausale Schlussfolgerungen dominieren („Killerspiele sind schuld“ usw.), ist man sich in wissenschaftlichen Kreisen einig, dass das Phänomen der School Shootings multikausal beschrieben und aufgrund der vielen beteiligten Faktoren möglicherweise auch nur begrenzt erklärt werden kann – u. a., weil in vielen Fällen der oder die Täter keine Auskunft mehr über Motiv und Hintergrund geben kann/können. Aus einigen Aufzeichnungen von Tätern ist bekannt, dass diese die auf ihren erweiterten Suizid folgende Berichterstattung in den Medien einkalkuliert haben und es ist aus wissenschaftlicher Sicht erstaunlich, dass die Wirkung ebendieser Berichterstattung im Hinblick auf School Shootings bislang kaum untersucht ist. Welche konkreten Auswirkungen die Darstellung von Tat und Täter in den Medien haben kann, ist schwer feststellbar. Dass dadurch mögliche Handlungsmodelle geliefert und durch eine „lohnende“ Berichter-

stattung Anreize geschaffen werden, die Nachahmungstaten begünstigen, ist jedoch wahrscheinlich. In seiner Studie geht Daniel Roth dieser Frage nach und untersucht inhaltsanalytisch die Berichterstattung von vier in Deutschland verübten School Shootings: Ansbach, Winnenden, Emsdetten und Erfurt. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, ob deutsche Print- und Online-Medien in einer Weise über School Shootings berichten, die die Wahrscheinlichkeit von Nachahmungstaten erhöhen kann.

Die theoretische Grundlage für die empirische Studie besteht in der Darstellung und Diskussion von Nachahmungseffekten wobei der Autor hier wichtige Definitionsarbeit leistet, um Begrifflichkeiten wie Nachahmung, Ansteckung und Suggestion voneinander zu trennen. Im Anschluss daran umreißt Daniel Roth in groben Zügen die Lerntheorie nach Bandura, die zur Erklärung von Nachahmungsphänomenen besonders relevant ist und im Kern auf der Annahme basiert, dass Menschen durch Beobachten Verhaltensweisen erlernen und anwenden können, wenn diese bestimmte Prozesse durchlaufen (das Modell z. B. besonders viel Aufmerksamkeit erzeugt). Weitere Vorarbeit liegt in der anschließenden Diskussion um die Begrifflichkeiten Amok und School Shooting – wobei in der medialen Berichterstattung sich inzwischen der Amok-Begriff durchgesetzt hat, in der wissenschaftlichen Diskussion jedoch der besser passende und zutreffendere Begriff des „School Shootings“ verwendet wird. Die Rolle der Medien, mögliche potenzielle MedienEinflüsse auf Nachahmungstäter, nachahmungsfördernde Merkmale in der Berichterstattung und eine

kurze Zusammenfassung des Forschungsstands zur Berichterstattung über School Shootings bilden den theoretischen Kern der Arbeit und führen zur Formulierung von drei Hauptthesen und mehreren untergeordneten Annahmen. Der Autor geht davon aus, dass potenziell nachahmungsfördernde Merkmale wie u. a. eine täterfokussierte Berichterstattung, Verzicht auf Anonymisierung und detaillierte Beschreibung der Tat stärker in den Boulevard- als in Qualitätsmedien vertreten sind. Außerdem geht er der Frage nach, ob solche Merkmale stärker in Online-Medien als in Print-Medien ausgeprägt sind und der Frage, ob das Ausmaß des entstandenen Schadens (hier: Todesopfer und Verletzte) Einfluss auf Häufigkeit und Intensität der nachahmungsfördernden Merkmale in der Berichterstattung haben.

Die Studie von Daniel Roth ist u. a. deswegen so interessant, weil sie sich nicht nur auf die Printberichterstattung konzentriert, sondern auch die Online-Auftritte der jeweiligen Untersuchungsobjekte miteinbezieht. Hier liegt zugleich auch der größte Schwachpunkt, den der Autor aber selbst erkennt, reflektiert und eine akzeptable Lösung anbietet. Im Gegensatz zu der Printberichterstattung ist es nicht möglich, für Online-Medien eine Vollerhebung (bezogen auf die ausgewählten Medien) durchzuführen, da Artikel verändert, nicht oder nur unvollständig archiviert werden oder der Zugang dazu eingeschränkt ist. Aus diesem Grund verwendet der Autor für die Erfassung aller relevanten Analyseeinheiten im Online-Bereich ein zweigestuftes Verfahren und legt die Beschaffung des Untersuchungsmaterials nachvollziehbar und transparent dar.

Als wichtigste Ergebnisse seiner Untersuchung hält der Autor fest, dass die Intensität der Berichterstattung nach Ereignissen mit besonders vielen Toten oder Verletzten deutlich höher ist als nach anderen Ereignissen. Die Zahl der (noch verfügbaren) Online-Artikel übersteigt dabei bei weitem die Printberichterstattung. „Diese Entwicklung ist problematisch, da das Internet vermutlich die bevorzugte Informationsquelle für Jugendliche darstellt, die für die Verübung einer Nachahmungstat in Frage kommen“ (S. 124).

Auch wenn sich der Großteil der untersuchten Artikel mit Folgen und Hintergründen der School Shootings befasst, spielt der Täter in der Berichterstattung eine große Rolle (besonders in den Titelgeschichten und Aufmachern), was ebenfalls als problematisch zu beurteilen ist: „(...) im Fall von Emsdetten scheinen die Bemühungen von Sebastian B., durch umfangreiche Selbstinszenierung ein größtmögliches Medienecho sicherzustellen, nicht ohne Wirkung geblieben zu sein“ (S. 125). Spezifische Details zum Tatgeschehen kommen in der Berichterstattung ausgeprägt vor, ebenso Elemente der Mythenbildung (z.B. Veröffentlichung des Abschiedsbriefs, Tagebucheinträge, Videos, usw.) Der Autor berechnet zudem einen Risiko-Index für jeden Beitrag, der auf dem von Frey, Michel und Valach (1997) entwickelten „risk of imitation score“ für Suizid-Berichterstattung beruht. Dabei zeigt sich, dass das Risiko-Potenzial (aufgrund des Vorkommens nachahmungsfördernder Merkmale) in Onlinebeiträgen deutlich ausgeprägter ist als in Printberichten. Die Berichterstattung der untersuchten Boulevardzeitung „BILD“

und „BILD.de“ sowie des Nachrichtenportals „Spiegel Online“ und der Wochenzeitungen „Der Spiegel“ und „stern“ sind außerdem insgesamt als problematischer zu beurteilen als die der Qualitätszeitungen und Online-Auftritten von FAZ und SZ.

Daniel Roth hat mit seiner Studie über nachahmungsfördernde Merkmale in der Berichterstattung über School Shootings ein wichtiges Thema aufgegriffen, das in der wissenschaftlichen Betrachtung bisher kaum untersucht ist. Zwar sind, gerade in den ersten Tagen und Wochen nach solchen Ereignissen, immer wieder Expertenstimmen zu vernehmen, die auf die Gefahr einer ausufernden Berichterstattung verweisen, aber letztendlich, ohne überprüfbare Ergebnisse vorweisen zu können. Die Konsequenz kann logischerweise auch keine völlige Abkehr von einer Berichterstattung sein, da es Aufgabe von Journalisten ist, die Öffentlichkeit zu informieren. Allerdings ist das Wie hier von ganz entscheidender Bedeutung.

Der Autor hat in seiner Studie nachgewiesen, dass in der Berichterstattung über School Shootings nachahmungsfördernde Merkmale aufzufinden sind – teilweise wird dem Täter enorme Aufmerksamkeit zuteil und die Berichte liefern ausgeschmückte, detaillierte Schilderungen, die Vorbild für Phantasien potenziell gefährdeter Jugendlicher sein können und mediale Unsterblichkeit (gerade im Online-Zeitalter) versprechen.

Dass einzelne Medien nach einigen Tagen ausufernder Berichterstattung durch andere Medien resignieren und daraufhin die zuvor noch eingehaltene Anonymisierung des Täters oder den Verzicht auf Abdruck eines Fotos aufgeben,

ist ein deutliches Signal an alle Medienschaffenden, die jeweils eigene Haltung hierzu erneut zu überdenken.

Melanie Verhovnik, Eichstätt

Konrad Dussel: Pressebilder in der Weimarer Republik: Entgrenzung der Information. Berlin: Lit Verlag 2012 (= Kommunikationsgeschichte, Band 29), 414 Seiten, 39,90 Euro.

Technologische Fortschritte wie die Digitalisierung haben in den letzten Jahrzehnten dafür gesorgt, dass die Massenkommunikation immer bildorientierter wurde. Im Fernsehen, im Internet und auch im Uraltmedium Zeitung: Überall stößt man auf bunte Bilder, ja auf wahre Bilderfluten. In der Wissenschaft wurde als Reaktion auf diese Entwicklung der *iconic* bzw. der *pictorial turn* ausgerufen und eine Zuwendung zu den Bildern gefordert. Die visuelle Kommunikationsforschung entfaltete sich als ein neuer Bereich der Medien- und Kommunikationswissenschaft. Dabei geht es zwar vor allem um aktuelle Phänomene, aber es stellt sich natürlich auch die Frage, wie sich die Bildverwendung in den Massenmedien historisch entwickelt hat. Systematische und strukturorientierte Untersuchungen zu diesem Thema sind jedoch bisher Mangelware. Deshalb ist es sehr zu begrüßen, dass Konrad Dussel nun eine solche Studie zu Pressebildern in der Weimarer Republik vorgelegt hat, und damit zu einer Phase, in der sich die Bilder als festes Element in den Zeitungen durchgesetzt haben.

Da die zersplitterte Zeitungslandschaft der Weimarer Republik nur mit einem ungeheuren Aufwand repräsentativ zu erfassen wäre, kon-

zentriert sich Dussel auf die Stadt Karlsruhe, die in den Jahren zwischen den beiden Kriegen ein breites Zeitungsspektrum aufwies. Auf der Basis einer systematischen Stichprobe aus den Jahren 1924 bis 1933 untersucht er acht örtliche Zeitungen, zwei überregional vertriebene illustrierte Zeitungsbeilagen sowie zwei Illustrierte, um so auch Wechselwirkungen zwischen den einzelnen Gattungen erfassen zu können. Insgesamt wurde die beeindruckende Zahl von 7292 Bildern analysiert.

Und diese Arbeit hat sich gelohnt. Dussel kann eine ganze Reihe interessanter Strukturdaten zur Entfaltung der Pressefotografie vorlegen. So kann er aufzeigen, wie nach der Überwindung der Hyperinflation im Winter 1923/24 die Bebilderung der Zeitungsseiten mit hohem Tempo vorangetrieben wurde. Bereits nach fünf Jahren hatte sich das Bild im Textmedium Zeitung weitgehend etabliert. Dabei ging es überwiegend um Fotos. Die Zeichnung verlor schon bald an Bedeutung und konnte sich nur noch in Nischen, etwa als Karikatur oder Landkartenzeichnung halten.

Inhaltlich gesehen, spielte in den Zeitungen zunächst das politisch-aktuelle Bild eine wichtige Rolle, zunehmend wurden aber auch Fotos abgedruckt, die eher eine bildende oder unterhaltende Funktion hatten. Dazu kamen Beilagen mit primär belehrendem Bildmaterial. Damit versuchten die Zeitungsmacher einerseits den Illustrierten etwas entgegen zu setzen und andererseits sich neue Zielgruppen zu erschließen, vor allem Frauen und Jugendliche. Die Illustrierten hingegen konnten mit den Zeitungen in punkto Aktualität nicht konkurrieren, also konzentrierten sie sich

neben der Belehrung auf eher unterhaltende Bildreportagen und stellen Star-Fotografen heraus.

Nur in einem sehr geringen Maß bebilderten die Karlsruher Zeitungen dieselben Themen – allerdings lässt sich daraus nicht schlussfolgern, dass die Berichterstattung hinsichtlich der auseinanderstrebenden politisch-sozialen Milieus in der Weimarer Republik besonders fragmentiert gewesen wäre, denn Vergleiche mit bundesdeutschen Regionalzeitungen ergeben erstaunlicherweise nur relativ geringe Unterschiede. Anders sieht dies bei lokalen und regionalen Bildern aus, die im Vergleich zu heute eher selten zu finden sind. Interessant ist auch die Entwicklung bei Bildern zu den jeweiligen Milieus der Zeitungen. So verloren die Fotos bei der sozialdemokratischen Zeitung in Karlsruhe mit der Zeit jeglichen Milieu-Charakter: Das SPD-Blatt öffnete sich neuen Leserschichten. Ganz anders bei der örtlichen Zeitung des katholischen Zentrums: Hier wird das eigene Milieu im Zeitverlauf stärker ins Bild gerückt, zudem ist ein wachsender militaristisch-nationaler Akzent zu beobachten.

Dussels Analyse ist trotz der Konzentration auf Strukturdaten

und statistische Auswertungen keine trocken-langweilige Lektüre. Das liegt nicht nur an den interessanten und überzeugenden Ergebnissen, sondern auch daran, dass die wichtigsten Entwicklungen jeweils mit anschaulichen Beispielen illustriert werden. Schließlich bleibt noch die wichtige Frage, inwieweit die Karlsruher Zeitungen für die Weimarer Republik typisch sind, vom Fallbeispiel also auf die gesamte Entwicklung geschlossen werden kann. Obwohl anzunehmen ist, dass Karlsruhe keinen Sonderfall darstellt, wäre es sicherlich erstrebenswert, noch weitere Analysen in anderen Städten oder Gemeinden durchzuführen, um Dussels Ergebnisse zu erhärten bzw. zu differenzieren. Somit ist zu hoffen, dass die in mancherlei Hinsicht „Pionierstudie“ zu nennende Untersuchung Nachahmer findet.

Und übrigens: Ein Thema, das heute vor allem für den Boulevard und die Regenbogenpresse von hoher Bedeutung ist, wurde in den Fotos und Bildern der Weimarer Zeitungen und Illustrierten so gut wie gar nicht behandelt: Sex oder Erotik. Dafür waren die damaligen Moralvorstellungen offenbar noch zu rigide.

Klaus Arnold, Trier